Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Diese Nummer kostet auf allen Bahnhöfen und bei den Zeitungs-Verkäufern 10 Pf.

Redaktion und Expedition: 153 Fernsprecher 222 Johannisgasse 8.
Haupt-Filiale Dresden: Marienstraße 34 (Fernsprecher Amt I Nr. 1713).
Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10 (Fernsprecher Amt VI Nr. 4603).

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, nach den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰. — Tabellarischer und Ziffernsatz werden entsprechend höher berechnet. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: nachmittags 4 Uhr.

Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Extra-Beilagen (nur mit der Morgen-Ausgabe) nach besonderer Vereinbarung.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.
Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig (Inh. Dr. B., R. & W. Klinkhardt).

Nr. 595. Dienstag den 22. November 1904. **98. Jahrgang.**

Das Wichtigste vom Tage.

* Die von Guyot de Billeneuve beim General Florentin, dem Großkanzler der Ehrenlegion, beantragte Maßregelung Andrés und der übrigen Unternehmer der ministeriellen Denunziationen wurde abgelehnt. (S. Ausland.)

* In Prischtina haben Albanesen das serbische Konsulat in Brand zu stecken versucht. (S. Ausland).

* Der „Standard“ unterstützt eine Meldung der New Yorker „Sun“, wonach ein Engländer Roche einen Torpedobootszerstörer für Rußland nach Libau gebracht habe, ungeachtet des Einschreitens der englischen Admiralität und des deutschen Kanalamts. (S. russ.-jap. Krieg.)

* Die Nachricht, daß der „Nastoropny“ Meldungen Stössels aus Port Arthur mitgenommen habe, und daß drei russische Torpedoboote, die ebenfalls durchbrachen, beschossen worden sind, wird bestätigt. (S. russ.-jap. Krieg.)

Die Einigung der Liberalen.

Im großen Saale des „Zentraltheaters“ sprach gestern abend der Reichstagsabg. Pachnicke über „Die Einigung der Liberalen“. Eine für Leipzig ganz stattliche Anzahl Besucher war der Einladung des liberalen Vereins gefolgt. In fliehender Rede führte Herr Dr. Pachnicke ungefähr folgendes aus:

Die konservative Partei, so führte Abg. Dr. Pachnicke aus, hat eine innere Wandlung durchgemacht. Früher die Hüterin des Autoritätsgedankens und unentwegt regierungsfreundlich, richtet sie jetzt ihre Bestrebungen hauptsächlich auf die Erhöhung der Preise für Korn, Fleisch, Spiritus und andere landwirtschaftliche Erzeugnisse. Zwischen ihr und dem Bund der Landwirte herrscht Arbeitsteilung. Die grobe Arbeit verrichten die bündlerischen Agitatoren draußen im Lande, die feine die Parteiführer in den Gesellschaftszimmern der Minister. Je übertriebener die Forderungen des Bundes sind, um so angenehmer die Stellung der Fraktion, die noch im Lichte der Mäßigung erscheint, sobald sie sich mit Zugeständnissen begnügt, die hinter den bündlerischen Forderungen um ein Weniges zurückbleiben. So wurde die konservative Partei zu einer Vertretung des Großgrundbesitzes, insbesondere des ostelbischen Kleinadels, und hat es verstanden, eine nicht unbeträchtliche Zahl von Mandaten festzuhalten oder zu gewinnen. Der Umwandlung war so erheblich, daß sie sogar in ihrer traditionellen Haltung zu Landesverteidigungsvorlagen wankend wurde. Damit legte sie auf nichts so sehr Wert wie darauf, der Krone zu zeigen, daß sie Wachtsaagen allein auf sie Verlaß sei. Seit einiger Zeit aber blickt sie scheel auf die Entwickelung der Stegemann, der „gräßlichen Flotte“.

Für sich allein ist die konservative Partei indes nicht stark genug; darum hält sie gute Nachbarschaft mit dem Zentrum. Das Zentrum ist ein unnatürliches Parteigebilde. Sonst bilden sich Parteien auf bestimmte der Gesellschaftsschichten, deren Wunsch und Willen sie zum Ausdruck bringen. Hier aber ist es die Konfession, die alle zusammenschließt. So verschieden die Interessen des industriellen Westens und des agrarischen Ostens sind, das katholische Bewußtsein überbrückt sie doch; und so schwer bisweilen der Ausgleich werden mag, man findet ihn, weil man weiß, daß aus der Einigung die Kraft erwächst, und das Zentrum nur so lange das Zünglein an der Wage darstellt, als es seine Getreuen geschlossen ins Feld führt. Seine Organisation ist gegeben: die Kirchengemeinde bildet den Rumpf, der Geistliche das Haupt. Jedes Pfarrhaus ist ein Agitationszentrum. Macht's der wild gewordene alte Pfarrer nicht, dann macht es der Kaplan. Allerdings wird auch das Zentrum vom Finger der Sorge berührt; es schaut mit Bangigkeit dem Wachstum der Sozialdemokratie zu, die den Interessen der Kirche das Interesse des Arbeiters gegenüberstellt.

Die Sozialdemokratie will als die alleinige Vertretung der Arbeiterschaft betrachtet werden. Dieser Anspruch ist nicht ganz gerechtfertigt; denn erstens streben auch bürgerliche Sozialreformer unter dem Gesichtspunkte des Gesamtwohls eine Hebung der unteren Gesellschaftsschichten an, und zweitens gibt es allein unter den gewerblichen Arbeitern noch immer etwa zwei Millionen, die nicht sozialdemokratisch wählen. Doch so viel ist richtig: eine einseitige Interessenvertretung bereitet die Sozialdemokratie; der Klassenkampf ist ihr Lebenselement. Nach der Dresdener Parteitag verurteilte auf das entschiedenste „alle Bestrebungen, welche darauf abzielen, die bisherige bewährte und sieggekrönte, auf dem Klassenkampf beruhende Taktik in dem Sinne zu ändern, daß an Stelle der Eroberung der politischen Macht durch Ueberwindung der Gegner eine Politik des Entgegenkommens gegenüber der bestehenden Ordnung der Dinge trete“. Den gleichen Standpunkt hat Bebel erst neuerdings vertreten und mit ihm alle leitenden Organe der Sozialdemokratie in Berlin wie in Leipzig und Hamburg. Bürgerliche, welche erklären, nicht zu wissen, was der Begriff der Lohnarbeiterklasse belangen will, und die deshalb die Sozialdemokratie von dem Boden des Klassenkampfes abdrängen wollen, werden von ihr mit Spott und Hohn überschüttet. Allerdings hat sich auch in der Sozialdemokratie ein Entwickelungsprozeß vollzogen. Revolutionär ist sie nicht mehr; sie arbeitet im Reichstag, in den Landtagen und Gemeindeverwaltungen mit. Aber der Charakter der Arbeiter-, also der Klassenpartei, wird nicht preisgegeben.

Außer dem Klassenintikt der Arbeiter kommt der Sozialdemokratie die Rückständigkeit unserer politischen Verhältnisse zu gute. Die Verteuerung der Lebensmittel durch staatliche Maßregeln wirkt verbittert. Das Billigkeitsgefühl wird schwer verletzt, wenn Arbeiter aus Staatsbetrieben wegen ihrer politischen Ueberzeugung entlassen werden, wenn man über Gattwirte den Militärboykott verhängt, wenn immer neue Duellgeschichten verraten, welch' tiefe Kluft zwischen den Ehrbegriffen der Militär- und Zivilbevölkerung liegt, wenn die Majestätsbeleidigungsprozesse überwuchern, wenn Richtersprüche ergehen, die dem einfachen Manne unverständlich sind. In der Tat, für die Sozialdemokratie tun ihre Gegner und vor allem die Regierungen so viel, daß diese selbst nur die Hände nach den Früchten auszustrecken brauchte, zu denen jene die Keime gelegt haben und immer von neuem legen. Die politische Luft schwanger von Unzufriedenheitserregern. So vergrößert sich die Partei, die nachher in internationalen Fragen völlig versagt und sich auch sonst der Uebernahme einer politischen Gesamtverantwortung so wenig wie irgend möglich entzieht, die die Gegensätze zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern nach Möglichkeit verschärft und statt der monarchischen die republikanische Staatsform vertritt.

Zwischen diesen Gegnern steht der Liberalismus. Rechts arbeitet die Interessenpolitik des Großgrundbesitzers, links diejenige der Sozialdemokratie, in der Mitte die Kirchenpolitik des Zentrums. Kein Wunder, daß er nach allen Seiten an Boden abgeben mußte. Die Schwierigkeiten vermehrten sich noch dadurch, daß die Regierung, statt Neutralität zu beobachten, gegen ihn Partei ergriff. Der Staat verfügt über ungeheure Machtmittel; fast jedes Gesetz gab der Verwaltung neue Befugnisse. Sie hat Gewalt über das Schicksal von Millionen; sie kann Vergünstigungen gewähren oder versagen. Dieses Uebergewicht benutzt sie zu Angriffen des Liberalismus und übt einen Druck aus, der sich bis in die kleinste Landstadt, und da vielleicht am allerstärksten, fühlbar macht. Nicht selten gehört geradezu ein Heroismus dazu, für die freisinnige Partei offen einzutreten. In dieser Unzunft der Verhältnisse liegt ein Hauptgrund für den Rückgang des Freisinns.

Obwohl indes die Basis, die den Liberalismus trägt, schmäler geworden ist, sie reicht als Grundlage für eine ansehnliche Partei unter bestimmten Voraussetzungen noch immer aus. Wir führen uns auf den ländlichen Mittel- und Kleinbesitz, auf die städtischen Gewerbetreibenden, und zwar gleichmäßig auf Handwerker und Kaufleute, auf die Industrie, die einen Schutz des Außenhandels wünscht, auf Handel und Schiffahrt und auf liberale Berufe, wie diejenigen der Lehrer, Aerzte, Künstler, Schriftsteller. Das sind bedeutsame Volkselemente, die überdies an Zahl zunehmen. Sie zusammenzufassen und durch richtige Behandlung zusammenzuhalten, ist unsere Hauptaufgabe.

Eines der Mittel, um diesen Zweck zu erreichen, ist die Friedfertigkeit. Man sei duldsam in Unterfragen, rücke nicht immer das in den Vordergrund, was zum Widerspruche reizt. Im Lande ist man längst des Streites müde, der unter den Liberalen so viel Unheil angerichtet hat. Die Wählerschaft kümmnere die Fraktionen nicht, um die sich die Fraktionen streiten; sie kennt die großen Grundgedanken; sie fragt danach, ob der Mann, dem sie ihr Vertrauen schenken soll, aufrichtig liberal ist. Ist er das, so genügt es ihr.

Das ist auch das allein Richtige. Zuletzt sind die hervortretenden Verschiedenheiten doch mehr solche der Taktik als des Prinzips. Alle bekämpfen mit die Interessenpolitik. Alle wollen wir dem Einzelnen die Freiheit erstreiten, die zu dessen Kraftentfaltung nötig ist, die Volksschule und damit die Volksbildung auf eine höhere Stufe heben, ein Vereins- und Wahlrecht erringen, das die Beteiligung am öffentlichen Leben erleichtert, das Koalitionsrecht ausgestalten, die Handelsbeziehungen zwischen den Nationen sichern. Keiner von uns will bewußt die nationale Wehrkraft schwächen; denn das Land, das es zu schützen gilt, ist unser Vaterland. Das zu seiner Verteidigung nachweisbar Erforderliche geben wir her und verlangen dafür um so energischer die Abstellung der Mißbräuche auf militärischem Gebiet. Was will es da bedeuten, ob der Etat ein paar Schiffe, ein paar Regimenter mehr oder weniger bewilligt!

Wie klein sind die trennenden Momente gegenüber der Größe der Aufgabe! Man blicke nur umher. Mit Riesenschritten geht Deutschland dem Industriestaat entgegen. Immer mehr Schlote erheben sich, immer mehr Schienenstränge legen sich über das Land, eine neue Welt will sich entfalten. Wogendes Leben allüberall. Zeitungen und Zeitschriften schütten täglich, wöchentlich Schätze vor uns hin. Wie in einem Prisma bricht sich hier die Sonne der Kultur und wirft nach allen Seiten leuchtende Strahlen. Am Büchermarkt herrscht eine kaum zu überbietende Regsamkeit; davon gibt Leipzig das beste Beispiel. Was die Universitäten in Herz und Kopf der Jugend pflanzen, wächst und reift heran; die bessere Saat trägt bessere Früchte. Die in der Industrie, im Handel, in der Literatur, im Erziehungswesen tätigen Schichten werden immer wertvoller und dürfen deshalb auch eine ihrem Werte entsprechende Macht im Staate beanspruchen. Der Gutsbesitzer muß sein Herrenbewußtsein mäßigen und die Vertreter dieser emporstrebenden Bevölkerungskreise, den Fabrikbesitzer, den Handelsherrn, den Arbeiterführer, den Lehrer und Gelehrten neben sich dulden. Eine neue gesellschaftliche Oberschicht kommt herauf, eine neue Aristokratie, und fordert für ihre Ideen Spielraum in der Politik. Ein Ausdruck dieses Kulturfortschritts soll und will der Liberalismus sein.

Die Mahnung, Großes als groß und Kleines als klein zu sehen, das Trennende zurück-, das Einigende vorzuschieben, richtet sich nach allen Seiten. Zum Trennenden gehört die Idee eines Bündnisses mit der Sozialdemokratie. Man sollte sich bei diesem Thema schon deshalb nicht ereifern, weil zur Zeit keine allgemeinen Wahlen bevorstehen, ein praktischer Anlaß zu generalisierender Behandlung also fehlt. Wo die lokalen Verhältnisse auf ein Zusammenwirken hinweisen, da wirke man zusammen; wo dies nicht ratsam erscheint, da marschiere und schlage man getrennt. Was in Dessau und Eutin möglich war, ist darum noch nicht in Preußen, Sachsen und Bayern oder Württemberg oder gar Mecklenburg möglich. Die Verhältnisse liegen verschieden, und dieser Verschiedenheit muß ein Politiker, der kein Hitzkopf ist, doch Rechnung tragen.

Auch unter dem Gesichtspunkte der parlamentarischen Aktionsfähigkeit ist die Eintracht unbedingt notwendig. Wer die Stimmen hat, der hat die Macht. Zuletzt entscheidet im Parlament die brutale Ziffer. Zu Mandaten aber gelangt man nur, wenn man die Wählerschaft zu fassen und fortzureißen vermag, sie mit Mut, mit Zuversicht erfüllt. Auch in der Politik sind Glaube, Liebe, Hoffnung unentbehrlich. Diese Regungen der Seele aber werden nur auslöst, wenn Eintracht herrscht. Im übrigen ist das sicherste Mittel, eine Volksvertretung zur Ohnmacht zu verurteilen, die Zersplitterung der Parteien. Darum heraus aus der Zersplitterung!

Darauf kommt es doch an, daß Grundsätze nicht nur hergesagt, sondern in die Gesetzgebung und Verwaltung eingeführt werden. Die wirtschaftliche und geistige Bedeutung der hinter uns stehenden Kreise in politische Macht umzuwandeln, das ist's. Macht regiert werden — mitregieren sollen wir.

Die Minister rechnen mit Realitäten. Sie gehen dahin, wo die Mehrheit steht; sie treiben die Politik, für welche sie im Parlamente die Stützen finden. Wächst die Zahl der liberalen Mandate, kommt der Liberalismus für die Mehrheitsbildung in Betracht, dann muß auch mit ihm gerechnet werden, dann kann er, wenn er Zugeständnisse macht, zugleich Bedingungen stellen. So würde sich der Schwerpunkt der Politik von selber nach links verschieben. Von unten also muß die Besserung kommen. In unserer eigenen Brust sind unseres Schicksals Sterne.

Zu diesem Ziele führt nur ein einziger Weg: Vereinigung der Kräfte und damit Erhöhung der Energie. Die liberale Politik muß wieder, wie in früheren Zeiten, einen großen Zug bekommen, alles Kleinliche und Gehässige ausscheiden — dann lernt das Bürgertum von neuem an die Sache der Freiheit glauben und sich am politischen Kampfe nachdrücklicher als jetzt beteiligen. Mit der Gesundung des Liberalismus ist die Förderung des Gesamtwohls, der Aufwieg des ganzen deutschen Volkes, der Fortschritt der Kultur untrennbar verbunden.

In der Debatte ergreift zuerst Herr Reichsgerichtsrat Boedke das Wort. Er wünscht ein allgemeines Wahlbündnis unter den liberalen Parteien, ein Bündnis von Fall zu Fall oder besser von Wahl zu Wahl. Es müsse wieder der große Zug in die liberale Partei hineinkommen. Sodann besteigt Herr Fabrikbesitzer Graf die Rednertribüne. Die Sehnsucht nach liberaler Einigung bestehe schon seit langer Zeit. Der alte Fraktionshader müsse überwunden werden. Das deutsche Volk denke freiheitlich. Um die Reaktion erfolgreich bekämpfen zu können, müsse sich die liberale Partei erst einigen. Ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie aber sei unter ihren jetzigen Führern vollkommen aussichtslos. Das Losungswort müsse heißen: Einigung der liberalen Parteien. In längerer humordurchwürzter Rede ergeht sich Herr Handwerksmeister Fischer über die Notwendigkeit des Befähigungsnachweises. Der Handwerkerstand stehe schlecht da. Daran schuld sei die Gewerbefreiheit. Sobald die kleinen Meister zu existieren aufhörten, gäbe es ein paar hunderttausend Sozialdemokraten mehr. Die liberale Partei habe viel gesündigt; sie sei zum großen Teil an den heutigen Mißständen schuld. Moralisch müsse jeder Fabrikbesitzer verpflichtet sein, seine Arbeiter auszubilden. Zum Schluß wünscht er unter allgemeiner Heiterkeit alle Sozialdemokraten nach Südafrika. Herr Justizrat Haber verspricht sich im Gegensatz zum Vorredner von der gesetzlichen Regelung der Lehrlingsausbildung garnichts. Obgleich nicht nationalsozial, hält er die Idee, von der Naumann ausging, für groß. Die Sozialdemokraten sollen zwar bekämpft, aber nicht als „vaterlandslose Gesellen“ hingestellt werden. Auch er ist der Ansicht, daß mit ihnen, solange sie ihr heutiges Programm vertreten, nicht zu paktieren ist. Man solle sich aber auch nicht weiter von den Massen entfernen, als unbedingt nötig sei. Mit ziemlich heftigen

---

Feuilleton.

Die heilige Caecilie.

31] Roman von Marie Bernhard.

Nachdruck verboten.

Wenn einer meiner „Gönner“ oder gar „Gönnerinnen“ mir jetzt über die Schulter sehen würden, ... ich erschiene ihnen reif fürs Irrenhaus! Vielleicht ist es auch gefährlich für mich, solchen Phantasien nachzuhängen! Es ist aber dafür gesorgt, daß sie nicht ausarten! Ich blicke mich in meinem Pensionsstübchen um, und ich sehe eine grelle, scheußliche Tapete, einen abgetretenen Teppich, verblichene Vorhänge, wacklige Möbel, — ich blicke an mir selbst herunter und sehe ein billiges blaues Crêpon-Kleid, — aber es steht mir wenigstens gut zu Gesicht und sitzt wie gegossen an mir! — Manche von den jungen Mädchen, die bei Frau G. Gesangunterricht nehmen, sind reich, sie haben noble Toiletten und eigene Equipage. Selten aber verstehen sie es, damit umzugehen! Um der Mode willen tragen sie Kleider, die nicht für sie passen, frisieren sie sich so, daß sie entstellt aussehen. Sie stehen schlecht, sie gehen schlecht, sie steigen schlecht in die Equipage, — viele singen auch schlecht! Keine Musik fürs Ohr und fürs Auge! Kein Rhythmus d'rin! —

Ein paarmal war ich im Theater! Ringhaupts denken zuweilen daran, daß mir dies für meine künftige Karriere doch nur nützen kann! Abgelegte Konzertbillets hatte ich genug im vergangenen Winter, — wem es aus irgend einem Grunde nicht paßte, zu gehen, der erinnerte sich meiner, war fein Billett los und tat noch ein gutes Werk dazu. Immer war es kein gutes Werk! Ich habe solch' unglaublich feines Ohr für jeden leisesten Mißklang, ich merke so scharf auf, ob gut geatmet, gut Text gesprochen, gute Tonverbindung gehalten wird, — es mag arrogant sein, aber ich glaube, ich könnte Kritiken schreiben; sie würden nicht die schlechtesten sein! Ich lese ja auch kolossal viel und studiere für meine theoretischen Stunden so fleißig, daß mein Lehrer neulich sagte, ich mache Riesenfortschritte.

— — — „Tristan und Isolde“, — Webers „Oberon“, — „Der Sommernachtstraum“, — das ist alles an meinen entzückten Augen und Ohren vorübergezogen. Ich saß mit Ringhaupts in deren Loge, und nacheinander kam Leutnant Brückner, Melanie mit ihrem Verlobten und dieser Graf Hürter hinein, uns zu begrüßen; letzterer kam meinetwegen, ich weiß das! Ich wäre eine affektierte und noch dazu verlogene Gans, wenn ich es mir selber nicht eingestehen wollte, daß ich den Männern gefalle, — den jungen, wie den alten! Frau Direktor Mentzel hat gut predigen, mir äußerste Zurückhaltung empfehlen! Ich tue das ohnedies, es liegt nicht in mir, sonderlich kokett zu sein, wenn mir auch die Bewunderung, die man mir allgemein entgegenbringt, schmeichelt! Was hat mir denn aber meine Zurückhaltung Herrn Oswald Mentzel gegenüber genützt, verehrte Frau? Nichts, nichts kann ich mir vorwerfen in meinem Benehmen gegen ihn, und er hat nicht nachgelassen, mich zu verfolgen mit seinen Liebesbeteuerungen, seiner Reue, seinen Versprechungen, sich zu bessern. Alles, alles habe ich unbeachtet gelassen, — und es ist mir nicht ganz leicht geworden, ihm seine letzten Briefe nicht zu beantworten. Er hat mir eigentlich gut gefallen, Oswald Mentzel, und er hat so schön gespielt, damals bei Brückners! Einige Kritiken las ich über ihn, die nicht günstig lauteten, — wie oft aber ist da persönliches Empfinden, Neid und Eifersucht im Spiel! Das weiß ich jetzt auch zur Genüge; ich glaube, es ist nirgends so schlimm damit, als unter Künstlern, — da lernt man erst, wie klein die Menschen sind! Und ich hatte immer bis dahin gedacht, es sei etwas so großes um die Kunst, sie müsse die Leute veredeln und sie hoch emporheben über den alltäglichen Kleinkram und die persönlichen Schwächen!

Ich muß zuweilen an Oswald denken, — wie es sein wird, wenn er wieder hier ist — und ob ich ihn oft sehen werde, — und wie er sich mir gegenüber benehmen wird. Er kommt in wenigen Tagen zu Melanies Hochzeit, — selbstredend bin ich zu diesem „feudalen“ Fest nicht geladen! Herr Hans Joachim von Passewitz bekommt es zwar fertig, mir hinter dem Rücken seiner Braut süße Augen zu machen und mich so vertraulich anzulächeln, als ständen wir auf dem freundschaftlichsten Fuß, während wir tatsächlich noch keine zehn Worte zusammen gesprochen haben, ... aber er ist und bleibt eben ein adliger Kavalier, und ich bin eine kleine Kopistentochter aus einem obskuren Nest! Um diese Hochzeit ist es mir wahrlich nicht zu tun, ich würde doch nur eine klägliche Rolle dort spielen, habe auch keine passende Toilette zu solchem Fest. Nur würde ich gern sehen, wie Oswald Mentzel sich dabei benimmt und welcher Dame er sich jetzt zuwendet. Die Cousinen treffen alle gewaltige Vorbereitungen für ihn. Seine neue Stelle, die ihm nicht ohne große Schwierigkeiten zugesprochen ist, soll sehr gut dotiert sein, — die Eltern und Schwestern haben ihm eine hübsche Wohnung in Charlottenburg in der Kantstraße gemietet und, bis auf die zwei schönen Zimmereinrichtungen aus seinem elterlichen Hause, neu und elegant möbliert. „Es ist alles viel zu geräumig und zu großartig für einen Junggesellen!“ sagen die Cousinen und sehen einander lächelnd und bedeutungsvoll an. Sie beeifern sich alle, ihm schöne Sachen zum Zimmerschmuck zu sticken, zu malen, zu brennen, — „künstlerisch“ natürlich! Ich tue so, als hörte ich bei derartigen Gesprächen gar nicht hin, aber innerlich gebe ich genau acht. Es kann mir doch nichts gleichgültig sein, was einen jungen Mann angeht, der mich vor kurzer Zeit „meine weiße Rose, meine kleine Göttin, meine Mignon“ genannt, der in allen Registern leidenschaftlicher, flehender, bettelnder Liebe zu mir geredet hat.

— — — O, wenn das die Cousinen wüßten! Vor allem aber sie, die mir, trotz der Bosheit der „Tanten“, trotz des Geizes von Frau Vollmar, die unleidlichste ist von allen meinen Beschützerinnen, — seine Mutter!

Ist es zu hoch gegriffen, wenn ich sage, daß ich sie hasse, diese Frau? Mit ihrem erhabenen Tugendstolz, ihrer unfehlbaren Selbstgerechtigkeit, mit diesem Maßstab, der für den lieben Nächsten so unglaublich knapp, für sich und die Ihrigen so dehnbar ist! Mit diesen Augen, die so eiskalt an mir heruntasten, auch, wenn es ihnen so gefällt, hochmütig über mich hinwegsehen, als wäre ich ein luftleerer Raum, mit dieser Stimme, die so verächtlich knarren kann, daß es meinem Ohr weh tut, es anhören zu müssen, — und nun dies apodiktische Urteil über Musik, über Kunst, über alles und jedes, wovon sie oft keine Ahnung hat, wozu Jahre angestrengten, eingehenden Studiums, liebevollen Vertiefens gehören, . . . das wird dann mit einem souveränen Lächeln und irgend einem beliebigen modernen Schlagwort abgetan und hat einfach nicht mehr zu existieren, da Frau Direktor Mentzel es ja nicht in den Strahlenkreis ihrer hohen Beachtung zieht! —

Und vor dieser Frau mit dem engen, kleinen, malitiösen Geist — das Wort „Geist“ ist überhaupt viel zu schade für sie! — beugt sich die ganze Familie, zittert der Mann, zittern die Töchter, ... der einzige, der nicht zittert, ist der Sohn! Er kann mit dieser Mutter machen, was er will, trotzdem sie ihm die größten Opfer gebracht, ihm nahezu ihr ganzes beträchtliches Vermögen hingegeben hat! Es mag kleinlich von mir sein, ... aber eine Wonne wäre es mir, dieser Frau, eben dieser, einmal den Fuß fest auf den Nacken setzen, sie meine geistige und moralische Ueberlegenheit fühlen lassen zu dürfen! Es wird sicher nie dazu kommen, und es ist wohl auch gut so! Man wird nicht besser durch solche Gelüste, — man wächst auch nicht innerlich durch solche Umgebung, die uns herabwürdigt vor uns selbst, uns oft zwingt, mit den gleichen Waffen zu kämpfen, mit denen wir befehdet wer-

SLUB
Wir führen Wissen.